



**«MUSEEN
SIND EINE
ZEITTYPISCHE
AUFGABE»**

Erweiterung des Zürcher Landesmuseums,
Wettbewerb 1. Preis 2002, Eröffnung 2016.

von Katharina Marchal (Text)

Als Emanuel Christ und Christoph Gantenbein 2002 den Wettbewerb für die Erweiterung des Landesmuseums in Zürich gewannen, waren sie noch ein junges und wenig erfahrenes Architekturbüro. Dieses Jahr schlossen sie die zweite Phase des Projektes ab und vollendeten die Erweiterung des Kunstmuseums in Basel. Ihr Selbstvertrauen nahm mit dem 2. Preis für den Wettbewerb des Munch-Museums in Oslo (2009) zu.

Als nächstes Projekt führen sie die Erweiterung des Wallraf-Richartz-Museums in Köln aus. Für das laufende Jahr steht eine weitere grosse Herausforderung bevor: die Teilnahme am eingeladenen Wettbewerb für das Museum des 20. Jahrhunderts in Berlin. Im Interview geben die Architekten ihre Erfahrungen und Erkenntnisse aus diesen Museumsprojekten wieder.

Obwohl sowohl das Kunstmuseum Basel als auch das Landesmuseum in Zürich Erweiterungen sind, unterscheiden sie sich ganz grundsätzlich im Aufbau und der Gestaltung. Der Neubau des Kunstmuseums stellt einen Solitär dar, der unterirdisch an den Altbau angebunden ist. Klassische Raumabfolgen bilden einen repräsentativen Rahmen für die hochkarätige Sammlung. Hingegen wird das Landesmuseum gemeinsam mit dem Altbau zu einer neuen kontinuierlichen Raumabfolge zusammengefasst. Der Werkraum bestimmt hier den Charakter der Erweiterung. Die Räume wurden sozusagen im Rohbau abgegeben, die Umgestaltungsfreiheit war Programm.



Kongeniales Duo: Emanuel Christ (rechts) und Christoph Gantenbein (links).

Welche Form ist Ihrer Meinung nach langfristig sinnvoller?

Emanuel Christ: Städtebaulich und in Bezug auf die Institutionen unterscheiden sich die Museen zu sehr, um einen Vergleich zu ziehen. Generell geht es uns um eine verbindliche, abgeschlossene Architektur, die nicht nur als Infrastruktur dient und nach einiger Zeit in den Hintergrund verschwindet. Der Raum muss leben und erlebbar sein. Uns interessieren die Lichtstimmung, die Lichtbewegung, die Bewegung im Raum und die Frage, wie der Besucher die Sichtachsen und die Umgebung wahrnimmt. Es

ist uns ein Anliegen, diese Dinge nicht dem Zufall zu überlassen.

Christoph Gantenbein: Das «Museum» als Typus gibt es wahrscheinlich nicht mehr. Die Nutzung bestimmt die Gestaltung der Räume. Bei beiden Museen knüpfen wir an den Bestand an und nehmen Bezug auf die Architektur sowie die städtebauliche Situation. Den Hauptbau des Basler Kunstmuseums halten wir für eine immer noch gültige Formulierung von Ausstellungsarchitektur. Auch die Kunsthalle Basel war ein Vorbild: Eine Sequenz von unterschiedlich grossen Räumen mit jeweils anderer Belichtungsart, die immer wieder neu bespielt werden können. Das Gebäude hat eine gewisse Konstanz, durch die ein Widerstand entsteht, der eine Reibung zulässt.

EC: Uns interessiert eine Architektur, die zwar determiniert ist, aber nicht determinierend wirken soll. Flexibilität, Beweglichkeit und Offenheit entstehen vor allem im Kopf des Besuchers. Eine Architektur kann nur vorgeben, offen, beweglich und flexibel in der Gestaltung zu sein. Klassische Architektur setzt architektonische Grenzen und verändert sich nicht. Das Kunstmuseum Basel zeigt sehr schön, dass eine klassische Architektur nicht im Widerspruch zur Offenheit

der Kunstpräsentation stehen muss. Das Gebäude ist trotz seiner starren Einteilung in der Lage, eine moderne und zeitgenössische Sammlung zu präsentieren.

Auffallend sind die schmalen Fenster im Kunstmuseum, die den Blick in die Stadt rahmen. Hingegen scheint im Landesmuseum der Ausblick durch die überdimensionalen Bullaugen eine untergeordnete Rolle zu spielen. Stimmt das?

EC: Es gibt einen physikalischen Unterschied zwischen den beiden Museen. Das Kunstmuseum ist ein Tageslichtmuseum. Im obersten Geschoss dringt Tageslicht über die Oberlichter ein und in den unteren Geschossen durch die schmalen Fenster, deren Form in Analogie zum Hauptbau steht. Im Landesmuseum dagegen war Tageslicht explizit untersagt. Öffnungen im Ausstellungsbereich waren nicht gewünscht. Die Bullaugen – wie Sie sie nennen – waren ein Kompromiss. Die Eigenverschattung und die tiefen Laibungen machen eine direkte Sonneneinstrahlung fast unmöglich. Auch wenn die Öffnungen aufgrund ihrer Proportion und Form nicht sofort als Fenster wahrgenommen werden – sie erinnern vielmehr an Entrauchungs- oder Lüftungsöffnungen –, geben sie den Besuchern dennoch einen Ausblick und schaffen Orientierung während des Rundgangs durch das Museum.

CG: Ein Charakteristikum des Landesmuseums ist, dass es sehr technisch ist, die Erweiterung ist eher eine Brücke als ein Haus. Sie setzt die Tradition der Schweizer Infrastrukturen in den Alpen fort, erinnert an Festungs- und Kraftwerksbauten. In diesem Zusammenhang verstehen wir die Öffnungen eher als Luft- und Lichtauslässe, denn gerade die technische Infrastruktur im Landesmuseum generiert spektakuläre Räume. Als technisches Bauwerk entzieht sich der Neubau den klassischen Fragen der Komposition. Er inszeniert das unmittelbar Technische und wirkt elementar. Diese Erkenntnis hat sich für uns im



Im Jahr 2009 gewannen Christ&Gantenbein den Wettbewerb für die Erweiterung des Kunstmuseums Basel, die Eröffnung erfolgte 2016.

Laufe des Prozesses ergeben. Die runden Öffnungen wurden nach den vollendeten Betonschalungen aus der Wand herausgefräst. Das ermöglichte einerseits eine höhere Präzision, und andererseits war das der einzige Weg, um das Gefälle nach aussen zu gewährleisten.

EC: Die Architektur des alten Landesmuseums ist eine Art Collage aus Neobarock-, Neogotik- oder Neorenaissance-Elementen. Der Neubau hingegen entzieht sich mit seinen Fenstern einer historischen Einordnung. Im Gegensatz dazu reiht sich der Neubau des Kunstmuseums in die Tradition der

Kulturmeile Basels des 19. Jahrhunderts ein, die mit Stadtcasino, Musiksaal, Theater und Kunsthalle am Steinenberg beginnt und sich am St.-Alban-Graben mit den Museen fortsetzt. Zusammengefasst lässt sich sagen, dass die Fenstertypen der beiden Häuser in ihrer Funktion, ihrer architektonischen Ausformulierung bis hin zu ihrer technischen Machart unterschiedlicher nicht sein könnten.

Und nun steht ein nächstes Museum an: das Wallraf-Richartz-Museum in Köln. Dass es wieder



eine Erweiterung ist, ist wohl bestimmend für unsere Zeit. Konnten Sie die Erfahrungen aus den beiden Schweizer Projekten hier einbringen? Und wie sieht hier die Planung aus?

CG: Das Projekt umfasst nicht nur die Museumserweiterung, sondern auch ein Geschäfts- und ein Wohnhaus, die sich ans Museum anschliessen. Diese Anlage aus unterschiedlichen Nutzungen ergänzt einen bereits bestehenden Block und bildet als Teil eines städtischen Gevierts eine kleinmassstäbliche Gesamtfigur. Auch hier wird ein bestehendes Museum erweitert, und zwar durch ein frei

stehendes Haus, das unterirdisch mit dem Stammhaus von Oswald Mathias Ungers verbunden ist. Insgesamt ist das Projekt wesentlich kleiner als das Basler Kunstmuseum, es umfasst ungefähr 1000m² Ausstellungsfläche, die in drei gleich proportionierten Sälen übereinandergestapelt ist. Über das Dach dringt Tageslicht in den obersten Raum ein, und in den unteren Räumen fällt Licht durch die seitlichen Fenster. Der unterste Raum versinkt halb im Boden; dies wird auch von aussen erlebbar sein. Die Ausstellungsräume sind grösser als in Basel – sie werden durch mobile Wände unterteilt.

EC: Zurzeit sucht die Stadt Köln nach einem Investor für das Wallraf-Richartz-Museum in der Hoffnung, 2017 mit dem Planen und Bauen zu beginnen. Eine klassische Variante einer Public Private Partnership: Die Stadt besitzt das Grundstück, braucht aber einen privaten Investor, um es zu bebauen. In der Umsetzung wird das für uns eine grosse Herausforderung werden.

Ihr Büro ist auch für den Wettbewerb für das Museum des 20. Jahrhunderts in Berlin eingeladen. Welche Strategie verfolgen Sie bei dieser Erweiterung, die in prominentem Umfeld entsteht?

EC: Bei einem Standort zwischen Nationalgalerie, Philharmonie und Staatsbibliothek hat man zuerst einmal Respekt. Trotzdem ist das Umfeld für uns nicht einschüchternd, sondern sehr inspirierend. Der erste Reflex lautet: keine unterirdische Erweiterung, die sich verstecken will! Wir stellen uns die Frage: Wie wollen wir uns hier manifestieren, unabhängig von der städtebaulichen Situation? Welche Art von Museumsräumen sind hier angebracht? Sind es die von uns in Basel gebauten, verbindlichen, fest gefügten Räume, in unterschiedlicher Grösse und mit unterschiedlichen Proportionen? Oder ist es eher ein offenes System?

CG: Wir werden nicht typologisch formal auf die bestehende Architektur



2013 haben die Architekten den Wettbewerb für die Erweiterung des Wallraf-Richartz-Museum in Köln gewonnen. Die Stadt sucht zurzeit einen Investor.

reagieren. Die Erweiterung tritt in unmittelbare Beziehung zur Umgebung und muss trotzdem einen eigenständigen Baukörper entwickeln. Im Gegensatz zum Landesmuseum wird es hier eine Neusetzung und keine Erweiterung geben.

EC: Dem könnte ich entgegenhalten, dass in den heutigen städtebaulichen Verhältnissen fast jede Architektur als Erweiterung zu bezeichnen ist, da sie immer an etwas Bestehendes anknüpft. Genau in diesem Sinn soll auch das Berliner Kulturforum erweitert werden. Dennoch muss das neue Gebäude innerhalb des bestehenden Ensembles eine eigene



Projekt für das Museum des 20. Jahrhunderts in Berlin, eingeladener Wettbewerb 2016.

Geschichte erzählen. Es wird eine Herausforderung sein, sich zwischen den Polen – einerseits Mies van der Rohe's Nationalgalerie und andererseits Scharoun's Philharmonie – zu positionieren.

Sie wurden bereits von weiteren Museen angefragt. Sehen Sie sich nun in die Spezialisierungsschublade für Museumsarchitektur gedrängt?

EC: Museen sind eine zeittypische Aufgabe, weil Kunst eine zunehmend wichtige Rolle in der Gesellschaft einnimmt. Denn sie lässt eine Form des kulturellen Konsenses zu, der zum Bei-

spiel im Bereich der Religion, aber auch im Bereich der gemeinschaftlich organisierten Freizeit nicht mehr zu finden ist. Das Museum ist zu einem Ersatzort geworden. Das hat auch mit Raum zu tun; denn das Bedürfnis der städtischen Gesellschaft nach öffentlichen Räumen besteht weiterhin, trotz Individualisierung und Internet. Auch deshalb kommen die Menschen heute ins Museum. Sie gehen nicht mehr in Kirchen und Vereinslokale, sondern an Bahnhöfe und Einkaufszentren – und eben in Museen. Nicht nur wegen der Kunst, sondern auch wegen des Erlebnisses von Gemeinschaft

und Öffentlichkeit. Bei gewissen neueren Museen habe ich das Gefühl, dass dieser Aspekt fast wichtiger ist als das Zeigen von Kunst. Betrachtet man beispielsweise das Whitney Museum in New York, wirkt es wie eine Shoppingmall mit Ausflugsort und Restaurant. Und die Tate Modern in London hat sehr vieles von einem Freizeitpark. Das Landesmuseum in Zürich wird auch ein öffentlicher Ort der Begegnung und Unterhaltung sein. In Basel haben wir im Vergleich dazu eine etwas intimere und ruhigere Museums- welt geschaffen. Die Kunst und die Stadt braucht beides.

Vielen Dank für das Gespräch!



VITA CHRIST & GANTENBEIN

Emanuel Christ und Christoph Gantenbein studierten von 1991 bis 1998 an der ETH Zürich Architektur und diplomierten 1998 bei Prof. Hans Kollhoff. Nach einer zweimonatigen Studienreise durch Italien gründeten sie das Büro Christ & Gantenbein in Basel. 2002 gewannen sie den Wettbewerb für den Erweiterungsbau des Zürcher Landesmuseums von Gustav Gull, dessen Neubau 2016 eröffnet wurde. 2009 bekamen sie den 2. Preis beim Wettbewerb für das Munch-Museum in Oslo. Im gleichen Jahr gewannen sie den Wettbewerb für die Erweiterung des Kunstmuseums Basel, das 2016 eröffnet wurde. Das gewonnene Wettbewerbsprojekt für die Erweiterung des Wallraf-Richartz-Museums in Köln ist ebenfalls in Ausführung. In diesem Jahr nehmen sie an dem eingeladenen Wettbewerb für das Museum des 20. Jahrhunderts in Berlin teil. Parallel zur Arbeit im Büro und im engen inhaltlichen Austausch unterrichteten Emanuel Christ und Christoph Gantenbein in Aberdeen, Oslo und an der Accademia di architettura in Mendrisio. Seit 2010 sind sie Assistenzprofessoren an der ETH Zürich, wo sie mit ihrem Entwurfsstudio zeitgenössische Gebäudetypologien von Grossstädten untersuchen. Heute zählt das Büro neben den beiden Gründern 6 weitere Teilhaber sowie 35 Angestellte. Das Team arbeitet an einem breiten Spektrum von Projekten und verwirklichte bislang Objekte in der Schweiz, in Deutschland, England, China und Mexiko.